cepit et multos strennos viros in eo repertos capitali sententia condemnavit" (bei Pistorius-Struve, I, pag. 1050).

Die Ansicht von dem Untergraben der Burg, welchem übrigens der oben behauptete Einlaß in die Stadt vorangegangen sein könnte, ist aus dieser Quelle in die meisten anderen Berichte übergegangen. Dennoch beruhen sie gewiß auf einem Irrthume. Adolf kam durch Einnahme der Stadt nicht der Burg näher, wie Wegele sagt, denn diese lag an der Peripherie und war auch nach der Stadt mit Wall und Graben befestigt. Jedenfalls hat die Nachricht des Sifried Bezng auf das Eindringen des Heeres durch die Stadtmauer an dem Münzbache, das die Freiberger Autoren beschreiben. Die Burg ergab sich jedenfalls auf die Vorspiegelungen des Königs hin, vielleicht durch Vermittelung der gewonnenen Bürger.

Das Chronicon terrae Missniensis läßt Friedrich und Diezmann eingreifen, um die treuen Freiberger zu retten. Es sagt: „Marchio autem Fridericus cum fratre suo, pro redemtione suorum fidelium militum adhuc viventium dedit omnem terram suam" (Menckenius, tom. II, pag. 328). Diese Angabe ist, soweit sie Diezmann betrifft, entschieden falsch.

Fast allen Berichten gemein und darum geschichtlich wohl verbürgt ist das Strafgericht über die sechzig Edlen zu Freiberg. Wohl werden sie als hostes imperii, als Reichsfeinde und Geächtete bezeichnet. Das Blutbad wirft dennoch ein ungünstiges Licht auf den Charakter des Königs. Freilich erreichte er, was er wollte. Der Schrecken zog durch das Land und unterwarf dasselbe dem Könige ohne weitere Anstrengungen. Der Markgraf soll auch jetzt mit einem einzigen Diener und ein paar Pferden im Lande umhergezogen sein und die Gnade des Königs gesucht haben. Während sind die Sagen, mit denen das Volk diesen Zeitraum der Erniedrigung geschmückt hat. Das Chronicon parvum Dresdense erzählt: „Unn daromme dar her (Adolf) dye anderen ledig lyez, gab der Margrave dem Koninge Adolfe syn laut, unn he reyt dem Koninge nach genade ezu suchen lange czyt, unn do her dy uycht vyuden mochte, do reyt her yn dem lande umme myt eyme knechte, unn bywylen allegne von eyme guten manne ezu deme anderen" (Menckenius, tom. III, pag. 347). Gnade ist ihm nicht geworden, doch gab ihm die Zukunft sein altes, gutes Recht wieder.

Luther und Pestalozzi.

(Eine Parallele.)

Von L. Mittenzwei.

In allen Culturstaaten der Welt ist — wenigstens durch die Vertreter der Schule und durch die Presse — in diesen Tagen des verdienstvollen Mannes gedacht worden, welcher vor anderthalb Jahrhunderten (12. Januar 1746) ins Leben trat und welcher mit Recht als der Begründer der Volkserziehung genannt wird. Da aber das rechte Maß für eine Person wie für eine Sache nur durch Vergleichung gefunden wird, so sei es erlaubt, Pestalozzi, den Helden der erbarmenden Liebe, in Parallele zu stellen mit Luther, dem Helden des felsenfesten Glaubens, haben doch beide auch so vieles Verwandte.

Die Geschichte unseres Volkes führt manchen Helden des Schwertes wie des Geistes an unserem geistigen Auge vorüber, dessen Leben und Wirken tiefe Spuren zurückgelassen; aber alle diese gekrönten und ungekrönten Helden werden überragt von Martin Luther, dem armen Bergmannssohne. Unter den Edelsten der deutschen Nation steht er da wie Paulus unter den Aposteln: er hat mehr gearbeitet, denn sie alle. Kühn und gottvertrauend tritt er auf gegen die Irrthümer und Mißbräuche in der christlichen Kirche und protestirend gegen des Papstes schamloses Thun und Treiben. Ein durch Menschenhand angekettetes Bibelbuch öffnet dem frommen Mönche die Augen; Blatt um Blatt des längst vergeblich gesuchten, das göttliche Wort der Gnade und Liebe zu den Menschen enthaltenden Buches bringt ihm neue Gewißheit, worin das Fehlende und Befreiende besteht, und das Bibelbuch dem treulos geführten und verführten Volke zu geben, wird ihm Lebensaufgabe, deren Erfüllung 13 Jahre seines Lebens in Anspruch nimmt.

Andererseits begann unter den Wetterschlägen der Geschichte zu Ende des vorigen Jahrhunderts, unter denen ganz Europa erbebte, sich in aller Stille der Anfang einer ganz neuen Periode des Erziehungswesens zu gestalten. Heinrich Pestalozzi trat auf und gab der Erziehung die Richtung auf die unteren Schichten der Gesellschaft. Von dieser Zeit an datirt die Volkserziehung. Das Proletariat soll dadurch aufhören, daß Jedem, weil er Mensch und Staatsbürger ist, die Möglichkeit zur Bildung und selbstständigen Erwerbsfähigkeit eröffnet wird. Die Unwissenheit und Rohheit und die aus ihnen entspringenden Vergehen, die mit dem Laster verknüpfte feindselige Stimmung gegen die menschliche Ordnung sollen verschwinden. Die Erziehung soll zum selbstbewußt gesetzlichen Gehorsam, sowie zur Milde der Denkungsart gegen die Fehlenden und an das Streben nach ihrer Besserung gewöhnen.

Vor Kaiser und Reich seine Lehre vertheidigend, richtet Luther geharnischte Worte in Briefen und Denkschriften an seine Widersacher, insonderheit auch an die Fürsten und Städte, und weist sie hin auf ihre Pflichten gegen das Volk und mahnt mit allem Nachdruck zur Errichtung von Schulen.

Je mehr Pestalozzi sein Ideal eines menschenwürdigen Daseins zu realisiren bemüht war, um so mehr begriff er, daß dazu die isolirte Kraft des Privatmannes nicht ausreicht, sondern daß die Völker selbst ihre Erziehung zu ihrer ersten Angelegenheit machen müßten. Dieser Gedanke wurde später aufgegriffen von Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation. „Den Grundbegriff von Dem, was Pestalozzi will (sagt Fichte), giebt er in seinen Schriften mit vollkommener Klarheit und unverkennbarer Bestimmtheit an. Zuvörderst will er in Absicht die Form, nicht die bisherige Willkür und das blinde Herumtappen, sondern er will eine sichere berechnende Kunst der Erziehung, wie auch wir es wollen und wir die deutsche Gründlichkeit es nothwendig wollen muß."

Das Auftreten beider Männer erregt großes Aufsehen, und von allen Seiten strömen sie herbei, die Weisbegierigen, um zu sehen, zu hören und zu lernen, zum Mindesten aber, um diese außergewöhnlichen Männer kennen zu lernen.

Vor ihrem Auftreten bemächtigt sich beider ein langer innerer Kampf und stete Unruhe des Geistes. Luther findet selbst im eifrigen Studium auf Erfurts Universität keine Befriedigung; das Fehlen eines gewissen Etwas, das dem inneren Drange Befriedigung gewähren sollte, zwingt ihn, den Willen des strengen Vaters brechend, theilweise durch besondere Aeußere und zugleich zufällige Begebenheiten darin bestärkt, in das Kloster zu eilen und das Studium der Rechtswissenschaft mit dem der Theologie zu vertauschen. Die engen Mauern seiner Zelle sollen Abhilfe schaffen, der Geist will abgeschlossen von der Außenwelt seiner Fesseln sich entledigen. Doch noch eine Reihe von Jahren dauert es, ehe der rettende Anker gefunden ist.

Pestalozzi wendet sich von dem Studium der Gottesgelahrtheit dem der Rechtswissenschaft zu, weil er glaubt, auf diese Weise nachhaltiger für das Wohl seines Vaterlandes wirken zu können. Er eilt hinaus in die freie Natur, und was ihm die Bücher nicht gewähren, das hofft er in Feld und Wald zu finden; er wird Landwirth und sucht sich selbst die Bahn zu ebnen, um das Ideal verwirklichen zu können, welches in ihm im Verborgenen schlummert. Doch es vergeht eine Reihe von Jahren, bis er endlich ausruft: „Ich hab's!" „Heureka!" — „Ich will Schulmeister werden", denn nur durch die Erziehung ist der Menschheit zu helfen. Pestalozzi war damals fünfzig Jahre alt.

Beide legen den Hauptwerth auf die Erziehung der Jugend, wie einst Moses, Lykurg und Solon, denn der Jugend gehört die Zukunft, mit den Alten ist nichts mehr anzufangen. Luther schreibt seinen Katechismus für die Jugend, verlangt mit Nachdruck die Errichtung von Schulen und legt selbst wacker Hand mit an durch eine gründliche Untersuchung und Neuorganisation der schulischen Verhältnisse. Pestalozzi aber tritt noch in vorgerückten Jahren selbst in den Dienst der Schule und wird zum Heros derselben.

Beide werden getrieben von der reinsten, edelsten Menschenliebe. Wenn wir unseren Luther inmitten der Pestkranken Wittenbergs tröstend und erbauend wirken sehen, begreifen wir gewiß nicht minder das Loos Pestalozzi's unter den zugelaufenen, verwahrlosten Kindern. Fast über menschliche Kräfte geht sein Wirken. Es mangelt ihm an Allem. Weder ist im Hause die nöthige Ordnung, noch geräumender Raum, die Kinder zu beherbergen. Dazu nutzschwärmen geistig wie körperlich elende Wesen den Vater, den Lehrer, der ihnen Alles ist.

Luther begleiteten treue Gehilfen, ihm rathend, besänftigend zur Seite stehend durchs Leben, ein Melanchthon, Bugenhagen, Jonas, Cruciger und wie sie Alle heißen, die um das Werk der Reformation und der Bibelübersetzung mit bemüht sind. Männer, mit ihm eins im Streben nach der Erreichung des göttlichen Wortes, theilten gemeinsam sich in das reiche Arbeitsfeld. — Nach langem, vergeblichem Suchen nach getreuen Helfern fand auch Pestalozzi Männer gleichen Sinnes mit ihm, die nun mit vereinten Kräften ihr Werk weiterführten, in das sie, von edler Begeisterung durchdrungen, ohne große Vorbildung immer tiefer eindringen. Jene Mitarbeiter waren: Niederer, Schmid, Tobler, Buß, Rauchauer, Blochmann u. A.

Treue Gehilfen waren auch die bedeutenden literarischen Erzeugnisse Beider. Es ist hier nicht der Ort zur Aufzählung aller dieser zahlreichen geistigen Producte; doch wenn Luther nichts weiter geschrieben und nichts weiter gethan hätte, als die Bibel dem deutschen Volke in seiner Sprache gegeben, er wäre unsterblich. Und von Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud" sagt Herder: „Dieses Buch ist als eines der besten Volksbücher anerkannt, und an innerer Kraft ist es vielleicht das allerbeste." Und als die unvergeßliche Königin Luise, die so einfache und doch so große Frau, „Lienhard und Gertrud" gelesen hatte, schrieb sie in ihr Tagebuch: „Es ist mir wohl mitten in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzte ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in der Schweiz, um dem edlen Manne mit Thränen in den Augen und einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er's mit der Menschheit! Ja, in der Menschheit Namen danke ich ihm."

Das heilige Gefühl der Menschenliebe äußerte sich bei Beiden auch durch eine selbstvergessende Freigebigkeit gegen Nothleidende. Einst kam ein Mann, der sich in Geldnoth befand, auf Luther's Studirzimmer und bat ihn um eine Unterstützung. Luther gebrach es aber damals — wie so oft — gleichfalls an Geld, da holte er das Pathengeld seines Jüngstgeborenen und gab's dem Bittenden. Ein anderes Mal holte er einen vergoldeten Becher von Silber, welchen er vor Kurzem vom Kurfürsten zum Geschenk erhalten hatte, und reichte diesen dem Mittellosen. Als dieser zögerte, zuzugreifen und wohl auch seine Katharina durch diesen Entschluß ihres Mannes nicht eben angenehm überrascht war, drückte Luther den Becher mit Kraft zusammen und sprach: „Ich brauche keinen silbernen Becher! Da nimm ihn, trag' ihn zum Goldschmied und mach Du dafür Löffel, behalte!"

Pestalozzi's Freigebigkeit ist allbekannt, brachte sie ihn doch nicht selten so weit, daß er selbst dann Mangel litt. Einem Bettler, welcher ihn um eine Gabe anflehte, gab er, da er nichts mehr hatte, die silbernen Schnallen von seinen Schuhen und band letztere dann mit Stroh zusammen. Als Schmid, ein Schüler Pestalozzi's, es unternahm, eine Gesammtausgabe von dessen Werken zu veranstalten und so für Pestalozzi bedeutende Mittel verfügbar wurden (der Kaiser von Rußland zeichnete allein bei der vorausgehenden Subscription 5000 Rubel, der König von Preußen 400 Thaler, der König von Bayern 700 fl.), so verschenkte er das ganze Honorar zum Bau einer Armenversorgungsanstalt. Und Lavater sagt: „Wenn ich ein Fürst wäre, ich würde Pestalozzi in Allem, was das Volk und die Verbesserung seines Zustandes betrifft, zu Rathe ziehen, aber ihm nie einen Heller Geld anvertrauen; er verschenkt Alles."

Bei allem Ringen und Kämpfen finden wir unseren Reformator Luther wieder im Kreise seiner Lieben, gestärkt und beruhigt durch seiner „Käthe" treues Schaffen und Sorgen; und Pestalozzi hat in seiner Anna Schultheß die treueste und geduldigste Lebensgefährtin gefunden. Wie rührend und ergreifend sind nicht die Worte, die er nach einer irdischen Wallfahrt von nahezu 80 Jahren an ihrem Sarge spricht und uns hineinblicken läßt in die tiefe Seelenharmonie der beiden Ehegatten. Erscheint unserem Pestalozzi doch auch das häusliche Glück ein reines Familienleben und eine hingebende Mutterliebe als das einzige Mittel, das Elend des armen Volkes zu beseitigen und ein Volk glücklich zu machen.

Wohl lassen sich zwischen diesen Männern auch Verschiedenheiten nachweisen; auf den Berufswechsel von der Rechtswissenschaft zur Theologie auf der einen und umgekehrt auf der anderen Seite wurde bereits hingewiesen. Luther, aufgewachsen und erzogen unter der strengen Zucht des Vaters, der gegenüber selbst die Mutter nichts zu thun vermochte, lernte frühzeitig den Einfluß dieser Autorität an sich selbst kennen; das Haus legte in ihm frühzeitig den Grund, sich später willens- und charakterfest zeigen zu können. Er ist der kräftige und glaubensstarke Verfechter der göttlichen Wahrheit, der sich in Dem, was er in heißem Kampfe erworben, auch nicht ein Jota abringen lassen wollte, eine echte Paulusnatur.

Pestalozzi, gar bald vaterlos, blieb unter dem Eindruck der mütterlichen Erziehung eine für das Gefühlsleben äußerst empfängliche Natur, ein Stück Johannesnatur, die das größte Mitleid über Noth und Elend aufrichtig fühlte, freilich nicht immer die rechte Energie besaß, um an der rechten Wahl der Mittel, wenn sie schließlich getroffen war, consequent festzuhalten. Eine Folge der ausschließlich weiblichen Erziehung. — Doch die Aehnlichkeiten zwischen Beiden wiegen ganz bedeutend über.

Luther ist einer der größten Repräsentanten des deutschen Volkscharakters gewesen, vor Allem durch die wunderbare Mischung kindlicher Einfalt und religiösen Sinnes, ein Deutscher aber auch in der derben und derben Art, wie er der einmal ergriffenen Wahrheit zum Siege zu verhelfen trachtete. Sein Leben trägt unverkennbar den Stempel göttlicher Sendung und Führung.

Pestalozzi steht durch zwei seiner Eigenschaften: unerschütterliche, selbstvergessende Liebe zu den Armen und Elenden, wie unermüdliche Ausdauer im Suchen nach naturgemäßen Erziehungsmaximen, kaum minder ebenbürtig neben Luther. Ihn „jammerte des Volks", und er suchte es aus der Erniedrigung, in welcher es schmachtete, zu einem höheren Culturleben, zu einem volksthümlichen Wohlbefinden emporzuführen. Als das Mittel hierzu betrachtete er aber eine bessere Volkserziehung und Volksbildung durch die Schule, welcher er deshalb seine ganze Sorgfalt zuwandte und durch Reformen zu höherer Vollkommenheit führte. Wir danken Gott, daß er uns einen Pestalozzi gegeben.

Dem Wirken Pestalozzi's mußte das Ringen und Kämpfen Luther's vorangehen; der gewaltige Streiter für Gott und seine Kirche bahnte dem ersten echt deutsch denkenden Schulmanne den Weg, daß er — ein evangelischer Christ zugleich — das praktische Christenthum wieder in die Herzen der Jugend verpflanzen konnte, daß er die Familie und in ihr die Mutter wieder als Trägerin jedweder gedeihlichen Erziehung der Menschen zum wahren Christen nachweisen durfte.

Somit reichen sich beide Männer in ihren Bestrebungen die Hände. Ehre ihrem Andenken!

Vom Bordeauxwein.

Nachdruck verboten.

Wenn der rothe Tropfen im Glase perlt, der Kenner ihn sorgfältig gegen das Licht hält, die Zunge sich andächtig in das wenig süße Naß versenkt, der eigenthümlich scharfe Geruch in die Nase zieht, dann denkt man wohl auch einmal der Heimath des Rubintrankes, der so verschieden von unseren Weinen ist, dessen angenehm herber Geschmack unseren Mund immer wieder zum Trinken einladet und der uns so lebendig durch die Adern rollt.

Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern.

Und er trinkt sie viel. Nicht immer trinkt er sie rein, vielfach verschnitten mit billigen Weinen, mit Spanier und Dalmatiner, vielleicht auch mit etwas Spritz versetzt, aber der deutsche Geschmack liebt ja das Starke, und was man liebt, das will man haben. Unter dem Namen Bordeaux gehen unendlich viele Weine, ja bei der geringen Beliebtheit, deren sich, wenn sie ihren ehrlichen Namen zur Schau tragen, viele deutsche Weine aus dem Elsaß und Baden erfreuen, dürfte man vielleicht in irgend einem verlorenen Winkel auch einmal einen kräftigen Affenthaler für Bordeaux vorgesetzt bekommen; das merkt schließlich Jeder, und Dem, der es nicht merkt, dem kann man auch Anilinwasser vorsetzen, er trinkt's, weil es roth ist.

Bei dem verhältnißmäßig kleinen Gebiet, das den Bordeauxwein producirt, ist es ja auch kein Wunder, wenn die billigen Weine Frankreichs mit unter diesem Namen gehen, und man kann sie ja auch trinken, vorausgesetzt, daß ihr Preis ihrer Herkunft entspricht. Die echten Bordeaux werden auf der schmalen Landzunge Medoc, am linken Ufer der Gironde gebaut und beginnen erst von da ab ihren Namen mit Recht zu führen, wo die Garonne den Namen Gironde annimmt, wo sie sich mit der Dordogne vereinigt. Natürlich ist auch der Wein gut, der nicht auf diesem Stückchen Erde gebaut wird, aber er führt den Namen Bordeaux zu Unrecht und von einem Grand Cru kann nicht die Rede sein. Die Rebe, welche in Medoc gepflegt wird, ist der Cabernet, der viele Spielarten besitzt. Da ist der Cabernet Hauxignon, eine Rebe von großer Qualität, der Groß-Cabernet, der einen wenig parfümirten Wein giebt, die Carmenère voll und rund. Auch die Merlot-, die Malbec- und die Verdot-Rebe harmoniren mit dem Cabernet. Wie man auch bei uns den Wein in Landwein und Schloßabzüge mit ihren dazwischenliegenden Sorten eintheilt, so theilt man den Medoc in vier Arten, deren Bezeichnung in gewisser Beziehung der Sorgfalt entspricht, mit der sich die charakterisirten Personen der Weincultur widmen. Da haben wir Bauernwein (Landwein), Handwerkerwein, Bourgeoisgewächs und großen Wein, Grand Cru. Die Preise sind natürlich verschieden. Sie schwanken zwischen 500 Franken für die Tonne Landwein und 8000 Franken für einen großen Wein. Aber trotz dieser erheblichen Preisunterschiede bringen die großen Weine, die Grands Crus, ihren Besitzern nicht mehr ein, als die besseren Bourgeois- und Handwerkerweine. Die Kosten der Cultur sind sehr verschieden. Sie betragen etwa bei dem besseren Landwein 350 Franken das Hektar bis 2000 Franken bei den Grands Crus. Ferret hat in seinem Weinbuche die Spesen für acht Tagewerke (2,86 ha) bei einem Margaux auf 3534 Francs berechnet. Diese 2½ ha geben etwa im Durchschnitt 4½ t Wein für 1000 Francs, macht 4500 Francs, lieferbar 6 Monate nach der Ernte. Hiervon gehen ab noch 7 Procent Escato und Courtage und 4 Procent Zinsverlust, zusammen 495 Francs. Zieht man nun die Unkosten ab, so bleiben als Reinertrag 471 Francs, das sind bei einem Preis von 4000 Francs für den Hektar nur 4½ Procent Verzinsung, ohne Berücksichtigung der einzelnen Mißernten und des Marktpreises. Man muß zugeben, daß der Ertrag so gering ist, daß eine kleine Verschuldung schon an Ort und Stelle dem Besitzer nicht unbillig erscheinen wird. Dabei hat der Medoc die Eigenthümlichkeit, daß er in guten Jahren überhaupt ohne Ausnahme gut gerath, während in schlechten alle Lagen und Arten nicht von Geschmack sind.

Uebrigens ist es noch gar nicht so lange her, daß man den Werth des Medocs erkannt hat. Früher galten nur die Burgunderweine als große Weine, und vielleicht nur einem Zufall haben die Medocs ihre Eigenschaften als grands vins zu verdanken. Es war zur Zeit, als Richelieu zum Commandanten der Provinz Guyenne ernannt worden war, als ihn eines Tages Ludwig XV. fragte, was denn eigentlich für Wein in seinem Lande wachse. Richelieu kannte Ludwig's Geschmack an Burgunderweinen, er hatte aber selbst seinen Medoc schon so gut probirt, daß er nur bemerkte, der Wein sei nicht schlecht. Ludwig wurde neugierig, drang in Richelieu und dieser ließ ihm dann vom besten, den es gab, von Chateau Lafitte, vorsetzen. Der schmeckte dem großen Könige und die Eigenschaft des grand vin war für die besten Medocs gewonnen. Heute noch gilt Chateau Lafite für den besten Wein und figurirt als erstes Gewächs auf der Tafel der 61 grands vins. Denn auch diese werden wieder in 5 Classen eingetheilt. Nach der von der Syndicatskammer 1855 vorgenommenen Eintheilung der grands vins zählt die erste Classe 4 Sorten: Lafite, Margaux, Lateur und Haut Brion, alle vier mit der Bezeichnung Chateau, die keinem anderen Weine zukommt.

Oertlich wachsen die Weine durchaus nicht classenweise zusammen. Lafite liegt etwa fünf Kilometer nördlich von Pauillac, Chateau Margaux dicht bei dem Orte Margaux am Zusammenfluß der Garonne und Dordogne, Chateau Latour dicht bei St. Julien. Die Weingärten sind schmuck und sauber gehalten, die Herrensitze oder Schlösser fast alle in gutem Zustande, die Besitzer sind fast sämmtlich reiche Leute, die ihren Besitz halten und bessern können. Ist es doch mit diesen grands vins 1. Classe wie mit jedem Luxus. An einen Gewinn im kaufmännischen Sinne ist nicht zu denken, es ist zumeist wohl überkommenes Erbe, das in der Familie gehegt und gepflegt wird, bis irgend ein Enkel oder Urenkel die Last des unverzinslichen Gutes abschüttelt und einem Börsianer das Festgetränk seiner Altvordern und ihre Gärten, von Bergen kann man nicht reden, überläßt. In den Kellern jener einfachen Herrensitze, die meist den burgartigen Teil mit dem feinen Billetstil vereinigen, und deren regelgedachten Seitenthürme typisch sind, liegt noch mancher guter Tropfen und wird noch manches Oxhoft eines trefflichen Jahrgangs aufbewahrt. Denn heute sind wir geschickter geworden als Heinrich III. von England, der 1220 seine alten Weine verkaufen ließ, um neue zu kaufen. Freilich ist auch die Behandlung des Weins in diesen sieben Jahrhunderten fortgeschritten. Wir lieben solche Weine von 1848, 1858, 1861, 1870, und würden es gewiß auch nicht übel nehmen, wenn uns ein Lafite von 1826 oder gar einer von 1811, die Flasche für 121 Francs, vorgesetzt würde, ja Weine von 1797 finden sich da im Keller. Von den 1811er sollen noch 21 Flaschen vorhanden sein. Wir haben sie nicht gezählt, glauben aber, daß der Preis von 121 Francs ein Phantasiepreis ist, denn der Wein ist jedenfalls nicht verkäuflich, gehört er doch zwei Sterblichen, denen es auf das Geld nicht ankommt. Chateau Lafite ist nämlich Eigenthum Gustav's und Edmund's v. Rothschild, die es von James v. Rothschild erbten, der das Besitzthum 1868 für 4½ Millionen Francs kaufte. Zur Zeit, als Richelieu dem großen Ludwig eine Flasche Lafite credenzte, war es Besitzthum des in Frankreichs Geschichte oft genannten Geschlechts Ségur. Auch so ändern sich die Zeiten. Wir wollen aber, wenn wir nachdenklich in das duftende rothe Getränk schauen, nicht über den Wandel der Zeiten raisonniren, sondern den Augenblick genießen und uns freuen, daß die ewig glühende Sonne, unbeachtet der Menschen Schicksale, die Trauben reifen läßt zum fröhlichen Genuß.

G. D.

Vermischtes.

— **Vom Kölner Carneval.** Wie hoch schon jetzt die Faschingswogen am Rhein gehen, zeigt folgende Zusammenstellung carnevalistischer Lustbarkeiten in der Woche vom 5. bis 11. Januar. Sonntag: Kölner Große Carnevals-Gesellschaft, Kwents-Möhne (erster großer Maskenball), Domkrahne (erster großer Maskenball), Alaaf Köllen (Damen-Comité mit Ball), Närrische Meistersinger (Damen-Comité mit Tanz), Große Köln-Neustädter Carnevals-Gesellschaft (Maskenball), Fidele Pannebrüder (großer Gala-Maskenball), Eifel, Märkischer Bundesrath, Närrische Nordwester, Carnevalistischer Silberkranz, Verein Orpheus, Fidele Eifeler (Bohnen-Maskenball, Rippes-

---

Wirthin, sondern als Dame. Einmal brachte ich ihr ein paar späte Rosen mit. Da sah ich sie zum ersten Mal flüchtig lächeln; doch gleich darauf zuckten ihre Brauen, sie legte die Blumen hastig aus der Hand. Gewiß kamen ihr Zeiten ins Gedächtniß, wo ein Anderer ihr wohl täglich frische Rosen dargeboten, und ich hatte wider Willen die Wunde ihrer Seele berührt. Natürlich nahm ich mir vor, es nicht wieder zu thun.

Frau Herbst, Doctor M. und ich waren stets die ersten Gäste beim Morgenkaffee im Speisesaal. Wenn ich den behaglichen Raum aufsuchte, mußte ich den Treppenflur passiren. In der Regel traf ich dort schon die Signorina beschäftigt, dem Briefträger die Frühpost abzunehmen. Am zweiten Sonntag meines Aufenthaltes im Hause bot sich mir aber ein andres Bild. Aurelia stand an der gewohnten Stelle, vor ihr ein zusammengekrümmter, alter Mann mit verwildertem Bart, den Hut tief in die Stirn gedrückt. Um den Arm trug er einen Flor, und ich hörte ihn etwas von einer gestorbenen Frau sagen. Der Signorina mußte die Trauernachricht sehr nahe gehen; denn sie war bleich, ihre Lippen zitterten, und die dunklen Augen hafteten so fest auf dem Greise, daß sie mich nicht bemerkte. Hinter ihr vorbeischleichend, faßte ich an der Flurthür Posto, um mein Beileid auszudrücken, wenn der Ueberbringer der schwarzen Botschaft sich entfernt. Doch er ging nicht, und aus Aurelien's Munde drangen jetzt dumpf hervorgestoßene Worte an mein Ohr:

„Was verlangen Sie? — Ich Sie aufnehmen — bei mir behalten? — Schon genug, daß ich trotz aller Arbeit nie ganz vergessen kann! Und jetzt kommen Sie — nach so viel Jahren — wie sollte ich Ihren Anblick dauernd ertragen? Täglich, stündlich würde er mich an — Paolo's Unbesonnenheit mahnen — an Oreste's kläglichen Tod. — Gehen Sie — gehen Sie — unmöglich — ich kann nicht!"

Der Alte schlang die hageren Hände in einander, seine Stimme klang wimmernd: „Kind, Kind, in den wenigen Tagen, die wir uns gekannt, warst Du mir lieb geworden, wie eine leibliche Tochter! Wer ist denn unglücklicher, Du oder ich? Hassen kannst Du mich doch nicht? Hinge ich nicht noch an Dir, käme ich dann her? Und die Mutter gab mir's ein. Geh zur Aurelia, Vater, sagte sie, wenn Du mich begraben hast, an ihr wirst Du Deine Stütze für die letzten Tage finden!"

„Unmöglich!" erklärte sie nochmals; ich hörte ihr an, wie sie sich zur Härte zwang. „Sie fordern zu viel! Ich habe nur Menschenkraft!"

Eine kleine Pause entstand. Der Greis nahm den Hut vom Kopf, strich mit den Fingern darüber und stöhnte: „Wo soll ich dann hin? Nach Pistoja kann ich nicht zurück, ich habe die Zeit der seit unserem Unglück abgeschlossen von allen Menschen gelebt, Niemand gab meiner guten Teresa das Geleit ans Grab, die Leute würden mich ansehen wie Einen, der aus dem Todtenreich wiederkehrt, ich will nicht zurück! Wenn Du mich fortschickst, Kind, muß ich ins Hospital. Mag es sein, ich werde ja bald sterben!"

Das Herz schlug mir vor Mitleid mit dem hilflosen Alten.

„Hospital!" wiederholte Aurelia. „Unter Siechen und Kranken — nein, Vater!" Ihr Ton wurde weich. „Hat die Mutter Sie an mich gewiesen, so darf ich ihr die Ruhe im Grabe nicht stören. Ich will Ihnen Unterkunft bei einer befreundeten Familie schaffen, in meinem Hause ist kein Platz."

Wieder stöhnte der Bittsteller: „Wenn ich bei Dir nicht sein kann, vor Fremden habe ich Furcht."

Schneller sprach sie weiter: „Hören Sie doch, bei mir ist kein Platz! Ich behelfe mich mit meiner Mutter in einer einzigen Stube, alle übrigen sind vermiethet, wir leben ja davon, und in eine ganz enge Kammer, wo nie ein Sonnenstrahl eindringt, werden Sie selbst nicht wollen."

Der alte Mann schöpfte tief Athem: „Ich bin mit Allem zufrieden, wenn es nur bei Dir ist, Kind!"

Aurelia fuhr mit der Hand über die Stirn: „Gott, mein Gott!" Gleich darauf war ihre Entscheidung getroffen: „Kommen Sie, Vater!" Sie zog ihn sanft am Arme mit sich in den gegenüber liegenden Theil der Wohnung, er ließ sich ohne Dankesagung führen; die schleppenden Füße zeigten, wie gebrochen er war.

Ich begab mich rasch in den Speisesaal, wo Frau Herbst und Dr. M. mich längst erwartet. Unbedenklich gestand ich die Ursache meiner Verspätung. Frau Herbst war überzeugt, Aurelia würde ihr alsbald aus freien Stücken anvertrauen, welche Bewandtniß es mit dem alten Manne hatte, dessen Anwesenheit im Hause nicht verborgen bleiben konnte.

Als wir zur Colazione nach Hause kamen und uns an den wohlversorgten Tisch setzten, erzählte unsere Rheinländerin, die ihren Platz zwischen uns hat, flüsternd: „Denken Sie, was geschehen! Sie hat dem alten Herrn ihre eigene Stube eingeräumt und sich sammt der Mama in das Kämmerchen eingeschachtelt, worin sich kaum ein Mensch umdrehen kann; da wollen die Beiden vierzehn Tage aushalten; denn früher wird kein Zimmer für zwei Personen frei. Was sagen Sie dazu?"

„Mir fallen", erwiderte M. leise, „die Worte ein, die Shakespeare den Coriolan zu Frau und Mutter sagen läßt: „Ihr Frau'n verdient, daß man Euch Tempel baut!"

In dem Augenblick öffnete sich das kleine Flurfenster, durch welches die Schüsseln auf den Servirtisch des Saals gereicht wurden. Wir gewahrten das Gesicht der Signorina, die gewohnter Weise scharf hereinspähte, ob der Kellner die Tafel ordentlich bediente. Ruhig und streng wie immer erschienen die Züge, keine Miene verrieth die schwere Erschütterung, die in den letzten Stunden ihr Gemüth bewegt.

Einige Wochen sind seitdem vergangen. Der alte Mann wird nie vor uns sichtbar. Er verläßt seine Zufluchtsstätte nicht. Was wir von ihm wissen, trägt uns nur Frau Herbst heimlich zu. Aurelia füttert ihn wie ein Kind, bringt ihn zu Bett wie ein Kind. Wenn sie ihm das Lager bereitet hat, küßt sie ihn auf die Stirn: „Gute Nacht, Vater!" Er streichelt ihr die Hände: „Segne Dich Gott, segne Dich Gott!"

Der Segen stellt sich bereits ein. Die Wohlthat, die sie dem Greise erweist, wird ihr selbst zur Wohlthat; sie erscheint heiterer, freundlicher, als vordem. Offenbar tritt ihr die Vergangenheit und ihr verlorenes Glück nicht mehr in quälenden Bildern vor die Seele; das Liebeswerk, dem sie sich hingiebt, söhnt ihr Herz allmählich mit dem aus, was sie gelitten. Ihre Stimme hat einen sanfteren Klang angenommen, auch ihr Commando erinnert nur noch selten an den General.